

Nr. 32. Bydgoszcz/ Bromberg, 10. Februar 1938



(19. Fortsetzung.)

Ilse Waldner hat Helmas dringender Bitte nachgegeben, ohne noch ahnen zu können, wie überaus willkommen ihr selbst alsbald dieser Reiseaufschub sein wird.

Bereits der Abend des ersten dieser drei Tage zeigt ihr, daß ihre Anwesenheit in Berlin doch noch wichtig ist.

Leichenblaß, mit allen Anzeichen schwer bezähmter Gemütsbewegung, sucht Helbing sie in der Pension auf. „Was ist geschehen?" erwidert sie seine kurze Begrüßung und schiebt ihm vorsorglich einen bequemen Sessel hin.

Wie gefällt sinkt der Mann darauf nieder. Seine Kehle schluckt. Um den Mund ein Flattern und Jagen, flüstert er mit heiserer, versagender Stimme:

„Man hat sie gefunden."

„Blandine?"

„Ja."

Und nach und nach erfährt sie:

Eine weibliche Leiche ist geborgen worden. Von der Strömung abgetrieben, unterhalb Werders ans Ufer geschwemmt. Alle Vorzeichen sprechen dafür, daß es sich um die verunglückte Blandine Rainer handelt. Man hat Bernd davon verständigt mit dem Ersuchen, die Leiche zu agnoszieren. Aber Rechtsanwalt Rainer weiß ja nicht, wie die Frau ausgesehen hat, die er als Blinder geheiratet hatte. Seine kleine Verlegenheit dauerte nicht lange, da er ja diese Sache von Franz Helbing erledigen lassen konnte. Dem Freund, der seine Frau gut gekannt hatte.

„Aber ich kann nicht dorthin gehen . . . ins Leichenschauhaus," wehrt Helbing sich verzweifelt dagegen, daß Bernd ihn einfach vor die vollendete Tatsache stellt. „Ohne mich überhaupt erst zu fragen, hat er das so mit dem Polizeibeamten abgemacht. Aber ich gehe nicht. Ich ertrage es nicht, Blandine so wiederzusehen. Ich lasse mir nicht das Letzte vergällen, die armselige Erinnerung . . . Oder aber muß ich auch diesen Kelch noch leeren? Sagen Sie es mir, Ilse Waldner, ob ich verurteilt bin, auch noch dieses Freundesopfer zu bringen!?"

„Nein . . ." beruhigt ihn die Frau. „Zum Glück bin ich auch noch da, um Ihnen das abzunehmen. Da es sich nur um die Formalität handelt, die Identität Blandine Rainers festzustellen, kann ich Sie ohne weiteres vertreten."

Helbing atmet erlöst auf:

„Tausend Dank, daß Sie das für mich tun wollen, liebe, gute Landmännin. Das ist der Ausweg." Und eifrig fährt er fort: „Ich müßte übrigens sowieso längst einmal nach Bremen fahren, um mit unserem dortigen Reeder persönlich zu verhandeln. Ich werde morgen in aller Frühe dahin reisen. Sie sagen Bernd, daß meine Fahrt dringend und unaufschiebbar war und machen ihm Ihre Vertretung bei . . . bei diesem Nachweis schon irgendwie verständlich, nicht wahr?"

„Ja, das soll gern geschehen. Verlassen Sie sich ruhig auf mich. Gehen Sie nach Hause. Versuchen Sie zu schlafen — und sei es mit Hilfe einer starken Tablette — damit Sie dann morgen in Bremen die Verhandlungen auch gut führen können."

„Sie haben recht, wie immer." Helbing streicht sich mit müder Geste über das Haar, in das sich seit der allerletzten Zeit viele weiße Fäden mischen. „Ich bin wirklich vollkommen zerschlagen. Hier haben Sie den Zettel, den Bernd mir ausgehändigt hat. Damit gehen Sie bitte morgen zwischen 9 und 10 Uhr vormittags zuerst ins Polizeipräsidium Zimmer 217 und . . ."

„Ich weiß schon," unterbricht Ilse Waldner Helbings immer noch tonlose, abgerissene Worte und drängt den Mann zur Tür.

„Helma kann jeden Augenblick heimkommen. Sie war mit den Burkhardts beim Rennen in Karlshorst. Ich möchte Ihnen jetzt aber jede Begegnung als überflüssige Nervenbelastung ersparen."

„Ich könnte jetzt auch wirklich unmöglich irgendwelche nichtssagenden Worte wechseln. Also haben Sie nochmals und immer wieder Dank, Sie gütigste und beste Freundin." Hastig verabschiedet sich Helbing.

Am nächsten Tag geschieht alles so, wie es zwischen den beiden verabredet worden war.

*

Helbings Zug passiert bereits Ülzen, als Ilse Waldner das große, rote Haus am Alexanderplatz betritt. Sie hat vorher mit Bernd Rainer telephoniert, der weder an Helbings plötzlicher Geschäftsreise etwas Außergewöhnliches findet, noch daran, daß sie ihm den Gang zum Leichenschauhaus abnimmt.

Nun führt ein Polizeibeamter sie dahin. Über Stiegen und hallende Korridore, durch Gänge und Türen. Führt sie an den düsteren Ort, der dem Tod den letzten Trost nimmt, seine Majestät. Weist auf einen mit einem Laken bedeckten Körper, Nummer 204.

Das innere Grauen und die Kälte des Kellerraumes machen die Frau frösteln.

Mitleidig sieht der junge Beamte auf die schmächtige Erscheinung der weißhaarigen Dame in dem Kleid aus stumpfer, schwarzer Seide, die die lose übergeworfene Maulwurfsstola fester um sich schlingt, mit bebenden Händen, die sich in das Fell verkrampfen, indes sie vergebens ein nervöses Zucken ihres erblaßten Gesichts zu bekämpfen versucht. Auch die aufsteigenden Tränen lassen sich nicht mehr unterdrücken, angesichts der feinen Gestalt, deren Umrisse sich deutlich unter der schützenden Hülle abzeichnen, und die so zartgliedrig ist, wie der kleine, hochristige Fuß, von dem das Laken fortgeglitten war.

„Das Gesicht der Leiche ist durch den Anprall an Dampferschrauben bös verstümmelt," sagt er mit gedämpfter Stimme und verrät durch ihren Ton, daß er der Dame den

unnötigen, grauenhaften Anblick gern ersparen will. Er lüftet das Tuch nur soweit, daß die goldblonden Haare bis zum Ansatz in die wächserne, von blauen Flecken verunstaltete Stirne sichtbar werden.

Ilse Waldners zitternde Lippen formen tonlose Worte:

„Ja . . . das ist . . ."

Der Beamte hat sie verstanden. Es genügt ihm. Er will die Qual der Dame nach Möglichkeit verkürzen.

Er begleitet sie hinaus bis auf die Straße, winkt eine Kraftdroschke heran und ist ihr beim Einsteigen behilflich. Dann verabschiedet er sich mit der Versicherung, daß die notwendigen Formalitäten unverzüglich erledigt werden und die Leiche noch heute zur Bestattung freigegeben wird.

Ilse Waldner bittet, sich diesbezüglich mit Rechtsanwalt Rainer in Verbindung zu setzen und dankt dem Beamten für seine freundlichen Bemühungen.

Dann fährt das Taxi davon, in dessen Fond die Frau in tiefer Erschöpfung lehnt, einzig zufrieden in dem Gedanken:

Gott sei Dank, daß ich Helbing wenigstens das ersparen konnte!

*

Tags darauf findet in aller Stille im Erbbegräbnis der Rainers am Stahnsdorfer Friedhof die Beisetzung dieser sterblichen Hülle statt.

Helbing ist noch in Bremen, Burkhardt in völliger Ahnungslosigkeit der letzten Geschehnisse, so daß nur Ilse Waldner Bernd Rainer begleitet. Bankier Lorenz, der durch Gödicke von der Beisetzung erfahren hat, erscheint ebenfalls mit seiner Schwester.

Und gerade als die kleine Trauergesellschaft sich um den mit weißen Rosen, Lilien und Narzissen geschmückten Sarg versammelt, kommt auch noch Helma, die — Kopfschmerzen vorschützend — die Burkhardts im Zoologischen Garten verlassen hat. Rasch hat sie unterwegs noch Blumen gekauft. Veilchen und Reseden. Die duftende, blühende Last in den Armen, erscheint sie in ihrem hellen Kleid wie ein Gruß des Lebens an dieser Stätte des Todes; wie Trost und Verheißung. Sinnbild des Lichts, das dem Dunkel folgt in der ewigen Gesetzmäßigkeit des Weltgeschehens.

Das empfinden mit starker Unmittelbarkeit alle, die hier in dieser Friedhofskapelle sich zusammengefunden haben. Dazu kommt bei Ilse Waldner noch das Gefühl mütterlichen Stolzes, die starke Freude über unfehlbaren Herzenstakt dieses erlesenen Geschöpfs, der sich so einzigartig in dieser impulsivsten Handlung offenbart.

Sie ahnt ebensowenig wie sonst ein Mensch die besondere seelische Einstellung dieses jungen Lebens zu jener Toten, der sie das letzte Geleit gibt . . .

*

Diese ungelöste Frage drängt sich in ihr Denken, während sie Helma gegenüber in der Abteilecke des Zuges Platz nimmt, der — mit dem Ziel Dresden — soeben die Berliner Bahnhofshalle verlassen hat.

Heinz Burkhardt hat ihm nachgewinkt, bis er um die letzte Biegung aus seinem Gesichtsfeld verschwunden ist. Dann folgt er dem Vater, der neben Franz Helbing bereits dem Ausgang zustrebt.

Die Herren, die hier zusammengetroffen sind, um sich von den abreisenden Damen zu verabschieden, wechseln noch einige Worte miteinander.

„Ich bin selbst erst heute aus Bremen zurückgekommen," bemerkt Helbing.

„Und ich fahre heute noch nach München", erwidert der Gerichtspräsident.

„Nun, was ist mit Ihnen, Herr Burkhardt? Wieder ganz hergestellt?"

„Danke, Herr Helbing, es geht schon so weit."

„Das freut mich."

Die beiden Männer sehen einander in die Augen, die klar und deutlich in einer Sprache zueinander sprechen, für welche die allgemeinen, wie liebenswürdigen Redensarten klingenden Worte nur Tünche waren. Sie haben einander verstanden. Und Helbing wiederholt betont:

„Wirklich, ich freue mich aufrichtig. Und ich hoffe, daß Sie nun auch bald wieder Ihre Tätigkeit in meines Freundes Kanzlei aufnehmen werden."

„Morgen trete ich meinen Dienst wieder an," erklärt der Referendar fest und bestimmt. „Ich will die von mir bearbeiteten Angelegenheiten soweit als möglich vollständig abwickeln; wo nicht, doch wenigstens in einem Stadium abgeben, aus dem ihre Fortführung sich einfach gestaltet. Dann freilich werde ich Herrn Doktor Rainer um meine Entlassung bitten."

„Warum?"

„Ich will nicht Rechtsanwalt werden. Habe mir das während der letzten Tage sehr genau durch den Kopf gehen lassen. Mich reizt überhaupt die rein juridische Laufbahn nicht."

„Dagegen ist nichts zu wollen," wirft Burkhardt senior resigniert ein. „Solchen Stimmen muß man folgen."

„Ich hoffe, meine juridischen Kenntnisse und Erfahrungen auch im kaufmännischen Beruf nutzbringend verwerten zu können."

„Gewiß haben Sie da allerhand Möglichkeiten," pflichtet Helbing sichtlich interessiert bei. „Sie bringen neben Ihrer akademischen Vorbildung Ihre Neigung und noch Ihre bekannte Tüchtigkeit mit."

„Und — falls sich das Richtige findet — will ich gern die Gelegenheit wahrnehmen, mein Vermögen in einem Geschäftsunternehmen anzulegen, das der Ankurbelung der Wirtschaft dient und in dessen Dienst mein Junge seine Arbeitskraft stellt."

„Bravo", ruft Helbing, „Sie sprechen mir aus der Seele, Herr Gerichtspräsident!"

„Na, dann will ich hoffen, daß wir unsere Unterhaltung bald ausgiebig fortsetzen können, Herr Helbing."

„Dazu findet sich sicherlich wieder die Gelegenheit. Wir bleiben doch in Verbindung. Schon durch Ihren Junior."

„Natürlich."

„Dann auf Wiedersehen!"

„Alles Gute!"

„Gleichfalls!"

Man zieht die Hüte, schüttelt einander die Hände und jeder geht seines Weges.

*

„Herr Doktor . . ." Gödicke räuspert sich, „eine Dame . . ."

„Ja, und . . .?" Bernd sieht flüchtig von seinem Schreibtisch auf.

Verlegen zuckt der Bureauvorsteher die Achseln:

„Sie nennt ihren Namen nicht. Auch nicht die Angelegenheit, in der sie Herrn Doktor unbedingt und unverzüglich zu sprechen wünscht. Ich weiß nicht . . ." Er verstummt. Er, der Mann der Norm und Paragraphen, gebeugt vom Studium unendlicher Akten, grau von ihrem Staub, findet keine Formel für die gebieterische Persönlichkeit der Besucherin, deren selbstherrliches Auftreten, deren fordernde Haltung ihn völlig aus dem Konzept gebracht haben. Dabei ist ihm nicht einmal bewußt, daß die Dame im Wartezimmer von berückender Schönheit ist.

„Führen Sie sie doch zu Burkhardt."

„Der hat Termin am Landgericht III. Ehescheidung Grunert."

„Und Kammrath?"

„Ist nach Tegel gefahren. Die Sprecherlaubnis des Strafgefangenen Lensing ist wieder fällig."

„Na, dann also herein mit ihr."

Geräuschlos zieht Gödicke sich zurück.

Mit rascher Feder setzt Bernd seinen Namenszug erst noch unter eine Anklageschrift, dann unter zwei, drei Briefe . . . Wohl hört er das Öffnen und Schließen der Tür, leise Schritte und ein Rascheln von Frauenkleidern, daraus ein süßer Duft strömt. Aber er klappt doch noch den Aktendeckel zu, bevor er sich seiner Klientin zuwendet.

Das mechanische Neigen des Kopfes, die ebenso mechanische, zum Platznehmen einladende Handbewegung erstarren im Beginn, als er in glückhaftem Schreck seine Besucherin erkennt.

Felicitas! In einer gewagten Toilette aus dunkelrotem Taffet mit weiten, bestickten Ärmeln, hauchfein gepudert, diskret geschminkt, andeutungsweise lippenbemalt und berauschend parfümiert.

Felicitas ist eine vorzügliche Regisseurin. Ihr erster Auftritt klappt auf Anhieb. Sie kann zufrieden sein. Und sie ist es auch, als sie das gerade in seiner Wortlosigkeit so beredte leidenschaftliche Entzücken des Mannes gewahrt, der von einer jähen überstarken Blutwelle glückstrunkener Überraschung gelähmt wird. Dabei stellt sie nicht minder befriedigt fest, daß Rechtsanwalt Rainer eine höchst famose Erscheinung geblieben ist. Figur und Kopf einfach blendend. Zum Verlieben. Schade, daß sie das nicht wirklich kann.

Aber immerhin: ihr Part als Liebende wird keine schwer durchführbare Rolle in dieser Komödie sein.

Mit durchtriebener Anpassungsfähigkeit an die augenblicklich geschaffene Lage ahmt sie geschickt seine Regungslosigkeit nach. Dabei funkelt sie ihn aus brennenden Augen an, aus Augen, die aussehen, als lodere in den Tiefen ihrer Pupillen ein helles Feuer.

Sein Blut rauscht auf, nach jahrelanger Knechtschaft der Sinne, und sprengt in heißem Verlangen das Tor seines Bewußtseins.

Zwei rasche Schritte des Mannes, ein halber, wohlberechneter der Frau — dann liegt sie an seiner Brust; hingegeben an seine Zärtlichkeit, die sie überflutet.

Sekunden nur waren vergangen, aber Sekunden voller Schicksal und Lebensgestaltung.

Als Felicitas sich sanft aus der Umarmung löst, muß sie Erröten nicht erst mimen, denn Bernds Küsse haben ihr doch das Blut in die Wangen getrieben. Gespielt, meisterhaft gespielt ist jedoch ihre bange Verwirrung, mit der sie flüsternd die ersten gesprochenen Worte in diese Stunde trägt:

„Das . . . das hab' ich nicht gewollt . . . nur, dir länger fernbleiben, das konnte ich nicht mehr . . . das ging über meine Kraft."

„Fee, liebe, geliebte . . . meine Fee!" Bernd erstickt alle ihre vollendet geschauspielerten Bedenken in leidenschaftlicher, werbender Liebkosung.

Sie muß nur noch lächeln und gewähren.

Sie hat gewonnen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Vision des Berges.

Erzählung von Walther Georg Hartmann.

An einem Februarnachmittag gegen fünf Uhr kam ein einsamer Skiläufer die sanfte Senkung zu der Hochwandhütte hinab, die dicht unterhalb des Passes zwischen Hochwand und Gelbhorn in hoher Einsamkeit liegt. Hinter den klaren Schnee-Gipfelketten ging eben wohl die Sonne unter, denn der Himmel nahm in sein winterliches Abendgrün ein stumpfes Gelb vom Westen auf. Der Wind flirrte hinter der langsamen Schneeschuhspur und wurde plötzlich scharf kalt.

Die Hochwandhütte ist an den Sonntagen eine belebte Wirtschaft von Ski-Wanderern, die über das Joch kommen, aus einem Tal auf langen, wechselnden Hängen herauf und die schöne Abfahrt in das gegenüberliegende Tal am anderen Tage hinab. In der Woche dagegen ist das Haus fast immer ohne Besucher.

So war der Kommende überrascht, in der kräftig geheizten Stube zwei Gäste anzutreffen, einen Mann in den Vierzigern und ein sehr junges Mädchen. Diese wiederum waren spürbar verwundert über den ganz allein eintreffenden Mann.

Jener aber war so offensichtlich zu seiner Einsamkeit gewillt, daß er nach der kurzen Begrüßung die beiden in der anderen Ecke des Raumes ohne Mühe und Verdruß zu vergessen schien. Hätte er gehört, was sie sprachen, so wäre ihm jetzt vielleicht erst das Wagnis, ja die Unvorsichtigkeit seiner so allein unternommenen Skiwanderung bewußt geworden, denn er konnte nicht einmal für sich in Anspruch nehmen, ein besonders geübter und erfahrener Skiläufer zu sein. Tatsächlich war es sein Hang zu einsamen Naturerlebnissen gewesen, der ihn zu diesem Aufstieg verführt hatte.

Dann brachte er seinen Rucksack in das kleine, holzverschalte Dachzimmer, und bis er von dem angezündeten Ofen etwas Wärme bekam, ging er noch einmal vor die Hütte hinaus.

Helle Dämmerung lag über den weißen Bergen. Der immer noch grünliche Himmel war wie dicht über die licht geisternden Gipfel gelegt; grünlich flimmerten auch die ersten Sterne heraus. Mit feinem Klirren wehten Eisnadeln über die Schneefläche, und sie schienen in der Windbewegung das einzig wahrnehmbare Lebendige zu sein.

Dort also konnte er noch deutlich den Sattel zwischen den Wänden erkennen, über den morgen die Abfahrt gehen würde. Und das, ja, das war die Hochwand. Ein berückend schön gegliederter Gipfel.

Der Mann nahm noch wie zum Gruß der Hochwand die Hände aus den Taschen, wandte sich fröstelnd um und ging ins Haus zurück. Drinnen begegnete er dem Hüttengefährten, der ihn fragte: „Sie wollen sicher morgen nach Retzach hinunter?" — „Ja. Morgen früh." — Da sagte das Mädchen, und an ihrer Stimme merkte er, daß sie noch jünger als vermutet sein müßte: „Über den Paß oder den oberen Weg?"

„Welchen oberen?"

„Man kann auch oben herum kommen Um die Hochwand herum."

Diese Mitteilung traf den Mann seltsam, der soeben mit einem sehnsüchtigen Schauder das Bild dieses Berges in sich aufgenommen hatte. So fragte er das Mädchen:

„Sind Sie da herum gekommen?"

Und nun geschah abermals etwas Auffälliges. Das junge Mädchen antwortete: „Nein" mit einem so spürbar schmerzlichen, ja bitteren Lächeln, daß es zugleich zu sagen schien: Das ist doch unmöglich! und: Was für ein grausamer Widerspruch, daß mir gerade das unmöglich ist!

Da sagte der andere mit einem gutmütigen Ton: „Das ist eine lebensgefährliche Sache, wissen Sie. Lawinen und vereiste Hangflächen, die man plötzlich absaust, und ein paar ganz unberechenbare Wächten." Dann setzte er noch hinzu: „Ich habe es ihr nämlich verboten."

Da sie darauf nichts erwiderte, fuhr er fort: „Dem ganz und gar Unberechenbaren soll man sich im Gebirge nicht aussetzen, ist meine Ansicht. Im übrigen bin ich nicht, was man einen angstmeierischen Vater nennen kann. Das wird Ihnen meine Tochter zugeben. (Sie lachte jetzt so freundlich wie er.) Und mir fehlt es auch nicht etwa an Zutrauen. Im Gegenteil, ich bin stolz auf diese meine diplomierte Begleiterin."

Der Mann, der bei diesem Gespräch doch abseits stehen geblieben war, freute sich sichtlich über diese beiden am Ofentisch, die sich jetzt heiter und in Übereinstimmung anlachten.

Damit war das Gespräch zu Ende gewesen. Aber oben in der vollkommenen Stille des kleinen Berghüttenraumes konnte der Mann trotz seiner großen Müdigkeit nicht einschlafen. Spät nachts war es schon, als er sich aufsetzen mußte weil wie eine eindringliche Vision die Hochwand ihm vor Augen stand.

Und da auf einmal wußte er über das schmerzlich gelächelte „Nein" des Mädchens Bescheid, wußte, daß es für ihn eine Erinnerung war. Unheimlich genau wiederholte es ein anderes solches „Nein". Ja, Barbara Menzel war es, die es gelächelt hatte. Barbara, vor drei Jahren.

Wo war sie jetzt?

Die Vision der Hochwand verschmolz nun mit Dolomitengipfeln, die er zusammen mit ihr erstiegen, oft schwer und gefährlich erklettert hatte. Auch ihr war es „eigentlich nicht erlaubt" gewesen. Zwei Sommerwochen, voller eiliger Wunder und großer Augenblicke von Wagnis und Triumph. Jede Bewegung in ihr kannte die Geheimnisse der Felszinnen; sie lebte mit ihnen in der Leidenschaft vollendeter Umsicht und Ausdauer.

Barbaras „Nein", es war so gewesen:

Er hatte sie an einem Morgen gefragt: „Ich will nachher mal zu dem Pala-Turm heran, bloß sehen, wie das mit der West-Kamin-Seite ist. Kommst du nicht mit?" Da also hatte sie so bitter „Nein" gelächelt. Und dann hinzugefügt, im Flüsterton, obwohl niemand in der Nähe war, der das sonst verheimlichte „Du" hören konnte:

„Ich habe es dir noch nicht gesagt. Fritz hat telegraphiert. Er kommt heute nachmittag. Ich hatte ihm ja versprochen, keine gefährlichen Touren zu machen. Das ist nun aus."

Der schlaflose Mann lächelte trübselig wie vor drei Jahren zu diesem Frauenversprechen, das nur zufällig einmal zu seinen Gunsten so wankelmütig gewesen war. Und er brummte halblaut vor sich hin: „Ob sie ihn doch noch geheiratet hat? Zur Hälfte besiegt, wie sie war, von seiner folgsamen Treue? Wie kühn und frei sie war, Barbara . . ."

Im dunklen Morgen wachte er auf, und da war die Vision des Berges überwältigend. Vor ihm stand die schneeverschüttete Hochwand. Aber sie löste ihre Formen

und wurde zu einem so sommerlich blauen Felsgetürm, daß das Gestein fast wie ein Glasbau, hauchartig, aufstieg. Doch aus den Scharten der Zinnen wölkte nach allen Seiten hinunter der Sturzrauch der Lawinen, und es mischten sich Eisglitzern und glühendes Strahlen der Wände. Dann, plötzlich, war es der Berg jenes letzten Tages mit Barbara, aber dabei schien der ganze gläserne Bau der Winter-Hochwand splitternd und stiebend zusammenzustürzen.

Der Mann stand zwar auf, so früh es war, aber er beschloß nun, den „Oberen Weg" um die Hochwand herum nicht zu nehmen.

Und bei diesem Entschluß blieb er. Nicht aus Bangigkeit, sondern in der Geneigtheit der naturvertrauten, auch den Naturgefahren vertrauten Menschen, den leise empfangenen Schwingungen nachzugeben.

Hinter dem Paß fuhr er im ersten Morgenlicht in weichem Schnee bergab, in den vermummten Wald hinunter, und zu Mittag war er schon in der Talstation.

Dort, als er die Fahrkarte nahm, begegnete ihm ein Trupp von Skiläufern, aus dem ihn einer anrief: „Hallo, grüß Gott! Du fährst schon zurück? Von der Hochwandhütte?"

Nachdem er bejaht hatte und die herrliche Skibahn gepriesen, fragte der andere noch: „Etwa den oberen Hochwandweg herum?"

„Nein, nein, ganz bescheiden."

„Machen wir auch nicht. Man muß geradezu warnen. Eine halsbrecherische Tour." Und er setzte leiser hinzu: „Da ist im vorigen Winter doch auch die Barbara Menzel ums Leben gekommen."

Er erschrak kaum. Auf der Rückfahrt überlegte er sich nur immer von neuem, warum der andere den Namen genannt hatte? Er wußte doch gar nicht, daß er ihn kannte, daß er eine Vorstellung hatte, wer das gewesen war: Barbara!

Ein Drama im Wassertropfen.

Das Zoologische Institut der Universität Marburg stellte eine Reihe interessanter Versuche an, die ergeben haben, daß auch die sogenannten Urtierchen eine gewisse geistige Aufnahmefähigkeit besitzen. Die Zoologen wählten zu ihren Experimenten das etwa ein Fünftel Millimeter große „Pantoffeltierchen". Über diese einzelligen Lebewesen schreibt der Urtierforscher und Mikrophotograph Dr. R. Nachtwey in seinem Buch „Wunderbare Welt im Wassertropfen" (Brockhaus): „Soll ich von einem Trauerspiel erzählen, einem Drama im Wassertropfen? Vom Daseinsringen der kleinsten Kämpfer auf der Walstatt des Lebens? Es gibt unter den Einzellern ein einsam schweifendes Raubtier, ein erstaunlich freches Wimpertierchen (Didinium nasutum). Von zwei Wimperkränzen umgürtet, tummelt es sich mit beständigen teuflischen Drehungen umher und schleudert aus seinem Vorderende alle Augenblick heimtückisch einen langen Rüssel hervor, der gierig ein Opfer sucht. Da schwimmt im munteren Spiel seiner zahllosen Wimpern ganz ahnungslos ein „Pantoffeltierchen" daher. Mehr als dreimal übertrifft es den ungestüm kreisenden Räuber an Größe. Doch plötzlich erfolgt der Angriff. Das unersättliche Didinium stößt seinen Rüssel blitzschnell in den ungeschützten Leib des Opfers. Das so jäh überfallene Geschöpf schleudert sogleich eine Menge winziger Spieße auf den Angreifer. Batterieweise schießt es seine spitzen Wurfspeere aus der Haut hervor. Aber sie scheinen dem Raubtier gar nicht zu schaden. Die rasende Raubzelle scheint gegen diese Geschosse gefeit zu sein. Sie verliert keine Zeit, spritzt massenhaft einen ätzenden Saft durch ihren Rüssel ins Plasma des armen Opfers. Nach einigen Zuckungen ist es bewegungslos, der mörderische Rüssel gleitet zurück und zieht die Beute mit sich in einen riesenhaft gähnenden Schlund hinein.



Bunte Chronik



Wie wärs mit Baumölbier und Bähschnitten?

Der Verein, von dem hier berichtet werden soll, ist eigentlich weniger merkwürdig als bemerkenswert. Es ist die „Musikalische Chorbruderschaft von 1591" in Bad Reinerz, eine Vereinigung von Freunden der Musik, die nachweislich schon 1591 bestanden hat. Aber merkwürdig ist ein Brauch, der sich in diesem Verein erhalten hat. Einmal im Jahr, meist nach dem Cäcilienfest, versammeln sich die Mitglieder, um Baumölbier zu trinken. Sie bereiten sich diesen Trank, der gewiß nicht jedermanns Sache ist, nach folgendem, uralten Rezept: In eine Vierteltonne leichten Bieres tut man den Saft von 8—10 Zitronen, zwei geriebene Muskatnüsse, zwei Eßlöffel Pfeffer, ebensoviel gestoßenen Ingwer, 250 Gramm Salz, etwa die gleiche Menge Zucker und — einen bis anderthalb Liter Olivenöl. Das Ganze läßt man eine halbe Stunde ziehen und genießt es dann mit „Bähschnitten", d. h. auf der Ofenplatte gerösteten Brotscheiben. Auch ein Butterbrot mit Käse und Sülze wird dazu gegessen. Die junge Generation pflegt sich in löblicher Bescheidenheit mit einem Glas dieses merkwürdigen Getränks zu begnügen. Aber die älteren Chorbrüder trinken gern ihre 4 bis 8 Gläser. Wer am meisten trinkt, wird Baumölkönig ...

Der seltsame Brauch stammt aus einer Zeit, in der das gewöhnliche Bier nicht fein genug war. Man wußte nichts Besseres, als das einheimische Gerstenbräu durch das damals noch exotisch-kostbare Baum-, d. h. Olivenöl zu veredeln und mit Muskat, Ingwer und anderen ebenso seltenen Zutaten zu würzen. Dabei ist es dann bis zum heutigen Tage geblieben.

*

Erfolg, der Mißtrauen weckt.

Der berühmte Berliner Arzt Professor Virchow hatte ein wissenschaftliches Werk erscheinen lassen, das jedoch nur geringen Absatz fand. Im Gegensatz dazu wurde das Buch eines gewissen Dr. Schrenz, das wesentlich schlechter war, reißend gekauft und erschien bereits in der vierten Auflage. Ein Bekannter von Virchow fragte ihn, woher das wohl komme.

Virchow zuckte die Achseln. „Einen Lachs", sagte er, „verkauft man oft nur alle vier Wochen, aber Heringe meist ein paar Hundert am Tage."



„Vergnügen!"



„Spielt ihr um Geld?"
„Nein, wir spielen nur zum Vergnügen!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.